

## **Bunker-Architektur und Gedächtnis**

Städtische Orte und ihre Gebäude wecken in unserem Gedächtnis nicht nur Erinnerungen, sie sind selbst „Gedächtnis“, genauer: sie stellen eine materielle Gedächtniskomponente dar. Vergessenes, verdrängtes oder verleugnetes Wahrnehmungswissen, das nur scheinbar keine Spuren hinterlassen hat, vermögen sie in den Köpfen der Menschen zu aktivieren, dass es dann als Vergangenes bewusst wird und verlorene Bedeutungen zurückgewinnt.

Über ein solches „Erinnerungsvermögen“ verfügt auch der Bunker in der Friedberger Anlage. Was man von ihm sinnlich wahrnimmt, weckt Erinnerungen an den Krieg. Gleichzeitig steht er exemplarisch für eine Eigenschaft von Bauwerken, die das Gegenteil bewirken, nämlich Erinnerungslücken und Amnesien erzeugen. Auf einmalige Weise lässt sich an ihm aufzeigen, wie Orte und Gebäude immer auch dazu beitragen, Geschichte umzuschreiben oder vergessen zu machen. Dann sind es die Menschen, die die Gebäude an ihre Vorgeschichte "erinnern" müssen. Das ist im Falle des Bunkers paradoxerweise nicht einmal schwer, da er die an diesem Ort sich ereignende Abfolge geschichtlicher Ereignisse, zum Holocaust führende architektonische Linien, buchstäblich konserviert hat. Das „Wissen“ von einer vorausgehenden Zerstörung der Synagoge ist hier begraben, der Bunker wie eine Grabplatte, deren Inschrift allerdings kaum leserlich ist.

Bis vor kurzem als hochgerüsteter Luftschutzbunker genutzt, wurde und wird er gewöhnlich bloß als Schutzbau gegen lebensbedrohliche Gefahren betrachtet. Dieser Nutzen fokussierte seine und darüber hinaus die Geschichte dieses Ortes auf Geschehnisse in den Bombennächten. Das leistet immer noch jenen Einstellungen Vorschub, die die Leiden der Deutschen gegen jene ihrer Opfer aufzurechnen, die Schuld für erinnerte Taten zu verharmlosen suchen. Die „Aussage“ des Bunkers allein ist also unklar und lässt Missdeutungen zu, solange man die Vor-Geschichte dieses Ortes nicht hinzuzieht und zum Sprechen bringen kann, solange man die Bestimmung des Zweckes dieses Bauwerkes, den Luft- und Brandschutz gegen Bombenangriffe der Alliierten nicht mit den vorausgehenden Taten der Vernichtung assoziiert.

Hiermit lässt sich zugleich kenntlich machen, dass das „Erinnerungsvermögen“ und die damit verbundene psychologische Wirkung von Gebäuden noch von etwas anderem abhängt als von ihrer bloß sinnlichen Präsenz. Es zeigt sich, dass die

Wirkung des Bunkers nicht darauf beruht, dass er ein steinernes Denkmal, ein Grab, ein architektonischer Memorierer ist. Selber die Vorgeschichte abschneidend und dann von seiner Vorgeschichte isoliert, war er für viele Menschen zum Kristallisationskern bloß von Ressentiment geworden. Dadurch bekam er eine "historische" Bedeutung zugeschrieben, die mit seiner eigentlichen historischen Bedeutung – die Erinnerung an die Synagoge und die IRG auszuradiieren - nahe kommt. Aus solchen psychologischen Zuschreibungen entstehen Geschichtsbilder. Aus der Verwendung des Bunkergebäudes im Dienste einer Unterdrückung von Historie kann erschlossen werden, wie beliebig die von den Steinen scheinbar autonom angestoßenen Erinnerungen sein können, „Zeitgeist“-abhängig, d.h. von vorrangigen gesellschaftlichen Vorstellungen geprägt werden. Das, was als "Vergangenheit" betrachtet wird, was Geschichte sei, ist demnach immer eine in gegenwärtige Vorstellungen, politische Tendenzen, gegenwärtiges Vorstellungsvermögen und aktuelle Erinnerungskultur eingebettete Konstruktion.

Damit fügt sich die Bunkergeschichte auf bemerkenswerte Weise in die Frankfurter Geschichte ein. Die „Kultur“ dieser Stadt war immer schon von Antisemitismus, Ambivalenz, bestenfalls von einer Unbestimmtheit gegenüber der religiösen Minderheit jüdischer Frankfurter geprägt, einer Minderheit, die Frankfurts zweitausendjähriges bürgerliches Stadtleben zugleich doch wie nirgendwo sonst mitgestaltet hatte (Stichwort: Bankwesen, Mäzenatentum, Universitätsgründung).

Was an dem Ort speziell des Bunkers beheimatet war und in der Synagoge ein Zuhause finden sollte, war eine Antwort auf diese chronische Diskriminierung. Die hier beheimatete Israelitische Religionsgesellschaft war nicht nur auf die Sicherung ihrer religiösen Vorstellungen bedacht. Es war nichts mehr und nichts weniger als der Versuch, durch eine neue Kultur den alten Ausgrenzungen endgültig zu entgehen. Entschiedener als viele andere Minderheiten stellte sie in den Mittelpunkt ihres Gemeindelebens, ihrer religiösen Vorstellungen, ihrer staatsbürgerlichen Praxis und ihres Bildungsprogramms die Erwartung, dass ein von Toleranz bestimmtes Zusammenleben von nichtjüdischen und jüdischen Deutschen und eine gelungene Integration möglich sein muss. Allgemeiner: sie suchte Antworten, wie paranoid aufgeladene religiöse Konflikte und blind agierende Spaltungsmuster aufgelöst werden könnten, Fragen, die heute in einer multikulturellen Stadt dringlicher denn je beantwortet werden müssen.

Welche Konsequenzen hatten und haben diese Überlegungen für die Gestaltung der Arbeit, für die "Erinnerungspolitik" der Initiative 9. November? Immer ging es ihr nicht allein um das Freilegen von Mauern, das Archivieren von Vergangenheit, um das Erinnern an eine bedeutsame religiöse Minderheit, auch nicht bloß um eine Analyse von zusammengetragenen historischen Daten und Zeugnissen zum Antisemitismus gehen kann. Sondern: dass zentrale Fragen der Israelitischen Religionsgesellschaft wieder aufgegriffen und für die Gegenwart neu gestellt werden müssen. Dazu gehört, weiterhin zu erkunden, wie sich das sichtbar Gemachte – Öffnung des Bunkers, Veränderung seines äußeren Erscheinungsbildes, Erschließung noch vorhandener Synagogenreste, weitere Forschungen zur IRG - in den Reaktionen von heute Lebenden und insbesondere von Jugendlichen aktualisiert und widerspiegelt. Nicht nur das Bunkergebäude, nicht allein die Synagogenreste, sondern das praktische Tun der Initiative möchten wir als notwendigen Anstoß verstehen. Es ist dies ein praktisches „in-Erinnerung-rufen“. Methodisch wäre dies als eine durch aktuelle Praxis stimulierte Psychoarchäologie zu bezeichnen. Die aus Freilegung von Mauern, aus Berichten unserer Erfahrungen von uns selbst, von Besuchern und von Zeitzeugen stammenden Antworten werden damit selbst neue "historische Dokumente".

Zukünftig werden die Lebensberichte von Zeitzeugen das bisherige „identifikatorische Erinnern“, ein sich Hineindenken in lebendige Personen nicht mehr möglich machen. Das beinhaltet einen entscheidenden Verlust von Erinnerungsspuren. Blieben nur gespeicherte und sichtbar gemachte Dokumente und steinerne Reste. Das machte Geschichte wieder fremder und schwerer nachvollziehbar. Es erschwerte ein weiteres Verstehen von Folgen und Zusammenhängen. So taucht die Frage nach einer neuen Erinnerungskultur auf.

Wir gehen davon aus, dass „Erinnern“ jetzt dabei mehr als zuvor auf angeregte Phantasiebildungen angewiesen ist. Diese müssen sich auf ein Mitgefühl stützen, das – wie Phantasiebildungen auch – nicht zuletzt aus der Geschichte der Besucher selbst stammt. Wie und auf welchem Wege ein solcher Prozess befördert werden kann, damit also aus Dinglichem, aus dem Beton und den gedachten Fundamenten, den präsentierten Dokumentierten usw. solche Imaginationen und Mitgefühl hervorgehen können, das bildet die große neue Frage, die dieser Ort heute an uns stellt.

Aus unserer bisherigen Arbeit an diesem Ort ergibt sich die folgende erste Antwort: wir glauben, dass dies hier nicht durch klassische Museumspädagogik und –didaktik gelingen kann. Museumsarbeit verlangt Institutionalisierung, grundlegende Veränderungen der Architektur und führt letztlich dazu, Vergangenheiten zu mumifizieren. Insbesondere wenn sie dabei innerseelische Leistungen als Voraussetzung für bleibendes Erinnern vernachlässigt, deckt sie die tiefgehenden Anstöße, das besondere „passive Gedächtnis“ dieses Ortes und des Bauwerkes zu. Daher muss dieser Ort authentisch und zugleich unbestimmt, offen und rätselhaft bleiben. D.h. er ist im Wesentlichen unverändert zu erhalten, wie er ist. Nur so behält er seine Wirkung, subjektive „Ausmalungen“ des Vergangenen anzuregen. Alles andere brächte die Gefahr mit sich, die historische Einmaligkeit dieses Ortes mit seiner ganzen realen Vieldeutigkeit und assoziativen Kraft zu zerstören.

Zum „Programm“ unserer Initiative gehört ein Letztes, was ihre Arbeit bis heute auszeichnet: dass der Ort - in Kooperation mit anderen Institutionen der Stadt, v.a. dem Jüdischen Museum - einem umfassenden praktischen Tun und Gestalten durch bürgerschaftliches Engagement offen steht. ‚Erinnern‘ und ‚in Erinnerung-rufen‘ verlangen kollektives praktisches Tun „von unten“ - „Erinnerungsarbeit“ in buchstäblichem Sinn. Darin liegt die einmalige Chance dieses Ortes, die es zu erhalten und zu fördern gilt.

Wolfgang Leuschner